

"Ohne es" oder "ohne dasselbe"?

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **8 (1952)**

Heft 4-5

PDF erstellt am: **28.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-420249>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

der Deutschunterricht mit noch einer Disziplin belastet werde. Aber meine Worte haben Ihnen vielleicht doch einen kleinen Ansporn gegeben, um gelegentlich auch Ihrerseits auf diese verwickelten Verhältnisse hinzuweisen — vielleicht am besten an der Tafel, wenn Sie einen Aufsatz besprechen und auf eine Stelle gestoßen sind, in der eine rhythmische Härte am Satzschluß einen an sich schönen Gedanken um alle Wirkung bringt. Oder etwa auch bei der Klassenlektüre, wenn Sie eine rhythmisch besonders prachtvolle Fügung angetroffen haben. Ich mache immer wieder die Beobachtung, daß in den oberen Klassen der Mittelschule für ästhetische Hinweise eigentlich viel Aufgeschlossenheit besteht. Es ist dies auch weiter nicht verwunderlich; denn der Mensch verfaßt doch am ehesten in diesem Alter Gedichte: mit sechzehn, siebzehn Jahren!

Dr. Paul Lang

„Ohne es“ oder „ohne dasselbe“?

Ein Mitglied stellt die Frage, ob Spittlers Ausführungen über die Anwendung der Fürwörter „es“ und „dasselbe“ in seinem Aufsatz „Ohne es“ (in den „Lachenden Wahrheiten“ und in den „Ästhetischen Schriften“ der Artemis-Ausgabe) richtig seien.

Was sagt da Spittler? — Er habe in einem Nachruf über die Schauspielerin Charlotte Wolter gelesen: „Aber das Theater besuchte sie regelmäßig. Ohne es war das Leben für sie kein Leben.“ Der Verfasser habe doch wohl sagen wollen: „ohne dasselbe“, habe das aber nicht gewagt, denn es herrsche „nachgerade eine Seuche, im größten Prophetenton dieses oder jenes harmlose Wort der täglichen Sprache verbieten zu wollen“. Gegenwärtig sei es namentlich das unglückliche „derselbe“, das da herhalten müsse. Und doch hätten sich unsere allerersten Dichter, Goethe, Keller, Meyer, nicht im mindesten besonnen, „derselbe“ für „er“ und „dasselbe“ für „es“ zu setzen. Eingeführt hätten dieses jetzt verpönte Wort nicht Kaufleute, . . . , Kanzlisten und andere Sprachmörder, sondern Professoren und Sprachgelehrte. Wackernagel (sein Deutschlehrer in Basel) habe es sogar ausdrücklich verlangt und „ohne es“ mit Recht verdammt. Warum?

Die „Seuche“, die das Wort „derselbe“ und seine Formen zu ver-
schlingen drohte, war von Otto Schröders 1889 erschienener Schrift „Vom papiernen Stil“ ausgegangen, und Gustav Wustmann hatte

sie in seinen „Sprachdummheiten“ von 1891 kräftig gefördert. Warum denn? Was kann man dagegen einwenden? — Das Wort drückte ursprünglich die „Identität“ aus; es hatte den Sinn von „der nämliche“ oder, wie wir heute etwas ungenau auch sagen, „der gleiche“. Diese Bedeutung hat es bis heute behalten etwa in dem Sprichwort: „Wenn zwei dasselbe tun, ist es nicht dasselbe.“ Im Laufe der Zeit hat sich diese Bedeutung abgeschwächt. Man gebrauchte es auch, wenn die „Nämlichkeit“ selbstverständlich war und nicht betont zu werden brauchte, also für ein gewöhnliches „er“. Deshalb wurde es dann auch nicht mehr betont, es konnte nicht mehr auf eigenen Beinen stehen und gehen, es mußte sich an ein anderes Wort anlehnen; es wurde „enklitisch“, d. h. anlehnend. Man hört den Unterschied deutlich heraus, wenn man einerseits sagt: „Stehn wir nicht alle für dieselbe Sache?“ und andererseits: „Wenn man diese Werke gegenwärtig sieht, erkennt man erst den großen Wert derselben“, wo es sich an „Wert“ anlehnt und fast tonlos gesprochen wird, wofür Goethe (Ital. Reise) auch hätte sagen können: „ihren Wert“ und ursprünglich geschrieben hatte, man habe „keinen Begriff davon“. Dieses in Bedeutung und Betonung abgeschwächte „derselbe“ wurde dann natürlich in einem Wort geschrieben und diese Schreibweise auch auf das andere, ursprüngliche übertragen; aber fühlen wir uns nicht manchmal versucht, „derselbe“ (also in zwei Wörtern!) zu schreiben, wenn wir „den nämlichen“ meinen? (Die Zusammenschreibung ist wohl auch schuld an der gräßlichen Betonung auf der ersten Silbe, die in vielen Schulen Brauch ist.)

Aber wenn sogar das dreisilbige Wort zu „enklitisch“ ist, so ist „es“ ja noch viel enklitischer, wenigstens wenn es mit kurzem, offenem e ausgesprochen wird und nicht als „ees“, wie man es bei uns in Schulen etwa lesen hört. Wir sagen ohne Bedenken: „Ohne mich“, „ohne uns“, „ohne ihn“, „ohne sie“, aber „ohne es“ klingt vielen von uns übel im Ohr. Wir haben das Gefühl, das Wörtchen sei zu schwach, eine Betonung zu tragen; da stellt „derselbe“, da hat Spitteler recht, denn doch etwas mehr vor.

Aber schön ist es auch nicht. Schröder hat festgestellt, daß es hauptsächlich der alte Goethe, der Herr Geheimrat, war, der es nicht ungerne gebrauchte, jedenfalls mehr als der junge. Daß gerade Keller und Meyer an „Derselbigkeit“ leiden, glaubt Schröder mit ihrer Mundart

begründen zu können. Mit Recht, nur in gerade umgekehrtem Sinne. Denn unsere Mundartwörter „selb“, „de sääb“ haben wieder eine andere Bedeutung, ungefähr „jener“, und im schriftdeutschen Sinne verwenden wir sie im Schweizerdeutschen nicht. Aber wir haben das Wort in der Schule gelernt und halten es deshalb für gut. Wir haben es nicht in Grimms Märchen gefunden, sondern im Schullesebuch. Mit seiner Berufung auf Keller hat übrigens Spitteler kein Glück gehabt. Gewiß kommt das dreisilbige Fürwort bei ihm oft vor; aber gerade während der Durchsicht des „Grünen Heinrichs“ für die Ausgabe letzter Hand (1889) war er auf Schröders Schrift aufmerksam geworden, in der er selber als Sünder dastand. Der Vorwurf muß ihm eingeleuchtet haben; denn jetzt veranstaltete er auf den Druckbogen, die er gerade unter der Hand hatte, nämlich am Schluß des ersten, dann im zweiten und dritten Band, auf das angefochtene Wort eine förmliche Hezjagd. Bald ersetzte er es durch Wiederholung des Dingworts, den Wesfall „desselben“ durch „sein“, „demselben“ durch „ihm“, „mir dieselbe“ durch „sie mir“, „auf dieselben“ durch „darauf“ usw. (Der fleißige Fränkel hat 20 solcher Stellen gezählt.) Dann aber gab er es als aufregend und aussichtslos auf; die letzten Bogen hat er auch gar nicht mehr zur Durchsicht erhalten, und so blieb manches überflüssige „derselbe“ stehen. Grundsätzlich aber hat er offenbar Schröder recht gegeben.

Merkwürdig, daß gerade Spitteler sich so ereifert für das Wort. Offenbar hat er sich aus Widerspruchsgeist gegen das „es“ gar nicht besonnen, wie man es ohne „es“, aber auch ohne „dasselbe“ hätte machen können. Wenn das Theater dieser Frau Wolter so wichtig war, hätte der Verfasser des Nachrufs das wichtige Wort ruhig wiederholen dürfen: „Das Theater besuchte sie regelmäßig. Ohne das Theater war das Leben für sie kein Leben“ — klingt das nicht eindrücklicher als mit „ohne dasselbe“? Damit verstößt man aber wieder gegen eine andere Schulregel: man soll ein Wort nicht wiederholen! Die Wiederholung kann in der Tat den Eindruck der Verlegenheit, der Wortarmut machen, und davor soll man warnen; in vielen Fällen aber verstärkt sie den Eindruck, und das Ersatzfürwort wirkt — eben als „Ersatz“.